

VOIGT &

GÜNTHER'S

Grünes Buch für Kinder.

Bilderbuch

zur

Ausführung und Belehrung.

Bearbeitet

von

Dr. Lauchhard,

Großherzoglich Sächsischem Schulrat.

Mit circa 600 colorirten Abbildungen.

(1860)
Leipzig,

Voigt & Günther.

9. 121/122
fehlt

Ku



einen Riesen zu verfolgen, der die Erdoberfläche wie ein Stück Papier zusammengerollt hatte, um sie auf seinem Schultern in die Hölle hinab zu tragen. Wischnu nahm ihm die Erdroolle ab und falzte sie wieder glatt. Dabei bediente er sich eines zolllangen Heiligen als Falzbein. Darüber lachte das Meer. Wischnu, erzürnt, floss es aus und gab es wieder von sich. Die letzte Verwandlung Wischnus — die zehnte — wird das Ende der Welt herbeiführen. Im Himmel steht nämlich ein weißes geflügeltes Pferd mit aufgehobenem Vorserufe. Wenn der Gott sich in dieses Pferd verwandeln wird, wird es den Fuß fallen lassen und dabei so mächtig auf die Erde stampfen, daß die Schlange, welche die Erde umschlingt, nicht mehr im Stande sein wird, diefelbe zusammenzuhalten.

Der dritte Gott, Siva, ist die zerstörende Kraft. Er ist ein Ungeheuer von so unermesslicher Größe, daß sogar die Schlange, welche (nicht blos die Erde, sondern) die Welt umschließt und welche Batiga heißt, nicht ausreicht, ihm zum Gürtel zu dienen. Er wird mit drei Augen und sechszehn Armen abgebildet.

Das Weltall stellen sich die Indiae als ein Ei vor, in dem verschiedene Weltkörper eingeschlossen sind. Die Erde ist der Mittelpunkt, besteht aber wieder aus sieben übereinanderliegenden Erden, deren jede von der anderen durch ein Meer getrennt ist. Diese Meere

sind: ein Meer von frischem Wasser, ein Milchmeer, ein Buttermeer und Rahmmeer, ein Weinmeer, ein Syrupmeer und endlich ein Meer von Salzwasser.

Nach der Lehre von der Seelenwanderung gehen die reinen Seelen unmittelbar nach dem Tod in den Himmel ein; die unreinen aber müssen zur Strafe und Besserung vorher eine Reihe von Thierkörpern durchwandern. Je lasterhafter eine Seele ist, desto mühseliger muß das Los des Thieres sein, in dessen Leib sie eingeschlossen wird. Sehr unreine Seelen wandern z. B. in die Körper von Packeseln und Postpferden.

So sonderbar uns diese Ansichten vorkommen mögen, so gewiß ist, daß ihnen ein tiefer Sinn zu Grunde liegt, den wir aber aus Unbekanntschaft mit der altindischen Sprach- und Darstellungsweise nicht mehr zu enträthseln vermögen.

Unsere Abbildung stellt einen indischen Fürsten dar, welcher, auf einen Elefanten sitzend, seine Pfeife raucht, während ein Diener den Sonnenschirm über ihn hält und der Karnacl den Elefanten eben zum Aufstehen antreibt. Einer vom Gefolge steigt eben zu Pferd. Im Bodergrund sieht man einen Teppich ausgebreitet, auf welchem Erfrischungen genossen wurden.

Leben der Engländer in Ostindien.

Die Häuser der Handelsfürsten von Calutta und Madras bieten, wenn man sie zur Abendtafel beleuchtet sieht, einen außerordentlich großartigen und glanzvollen Anblick dar. Die Säle sind immer von der größten Ausdehnung. Man braucht Luft in diesem glühenden Klima, daher der hohe Plafond; alle Thüren offen, nur mit Gaze oder leichten Bambusgeweben verhüllt, um das Einbringen der Fledermäuse zu verhindern, die mit Sonnenuntergang umher-

schwirren. Die Wände sind insgemein von weißem Stück aus zerstoßenen Muschelschalen. In einer gewissen Entfernung von einander sind vielarmige Wandleuchter an den Mauern befestigt, welche Glaslaternen, gefüllt mit Kolosöl, tragen, und von wo aus das ganze Gemach mit Strömen von Licht übergesoffen wird. Die Fußböden sind bedeckt mit Matten von kalktuffischem Palmwed, fein, glatt und schimmernd, so daß sie der Fuß zu betreten Bedenken trägt. Die

Vierundzwanzigstes Blatt.

A s i e n.

Erstes Bild.

Die Inder.



orderindien gehört einem großen Theil nach den Engländern. Wenn in der heißen Jahreszeit die Krankheiten erzeugende Hitze den Europäern gefährlich wird, so ziehen sie schaarenweise hin auf in's tibetanische Alpenland, über dem sich, im Norden Indiens, in einem Halbkreis von 60 Stunden, der Himalah mit seinen Gletschern und Schnebergen erhebt.

Vor dem Himalahgebirge dehnt sich das 20 Meilen lange und 9 Meilen breite Thal von Kaschmir aus, ein reizender Landstrich voll Leben und Fruchtbarkeit. Herrliche Wälder, darin Hunderte von Pfauen und Fasanen, die sich auf den Bäumen wiegen, schwarzende Papageien, welche Nüsse aufknallen, Affen und Eichhörnchen, die von Ast zu Ast springen; reich gesegnete Felder mit Reis, Baumwolle, Zuckerröhr und Reben bepflanzt; herlich beschattete Landstrassen, auf denen Reiter, Elefanten, Palankins, beladene Kamelle und Ochsen rasch dahinziehen; in der Ferne blinkende Flüsse, heitere Städte und Flecken — das ist das Thal von Kaschmir, wo wegen der hohen Lage, ein ewiger Frühling herrscht, wo der Aufenthalt der ersten Menschen, der Garten Eden, gewesen sein soll. Die Hauptstadt dieses Landstriches, in welchem die meisten Kaschmir-Shawls verfertigt werden, heißt Sirinapur.

Von dem Himalah herab fließt der Ganges, der heilige Strom der Inder, dessen Wasser,

wie sie glauben, vom Himmel kommt, daher es von allen Sünden rein zu waschen im Stande ist. Nicht weit von der Quelle liegt die Stadt Hurduwar (Pforte Gottes), ein Wallfahrtsort, wo sich viele Tausende, die engen steinernen Treppen hinab, zum Bade drängen, so daß zu Seiten eine Menge Menschen erdrückt werden. In der heiligen Stadt Benares, die gleichfalls am Ganges liegt, ertränken sich oft fromme Pilger, weil sie auf diese Weise am ersten felig zu werden hoffen. Sie befestigen iride, am Boden durchlöcherte Gefäße unter die Arme und steigen, feierliche Lobgesänge anstimmend, in den Strom. So lange die Töpfe noch nicht ganz gefüllt sind, treiben die Pilger mit den Fluthen dahin, bis sie allmälig unter sinken. In dieser Stadt, der Lotos (eine heilige Blume) der Welt genannt, und nach der Inder Glauben, auf der Spize vom Dreizack des Gottes Siva erbaut, wimmelt es durch die engen, mit hohen, buntgemalten Häuser eingefaßten Gassen, beständig von Pilgern, Kranken, Fakirs (Mönchen) und Braminen (Priestern).

Aber auch heilige Thiere erfüllen die Straßen und Plätze, aus welchen die Pagoden (Tempel) mit vergoldeten Thüren emporragen. Eine große Zahl von Stieren geht frei umher; sie sind einem Gotte geweiht und dürfen nicht belebtig, nicht aus dem Wege gedrängt werden. Die Frommen füttern sie mit Zuckerbrot. Eine Menge von Affen — gleichfalls unvergleichlich — klettern allenthalben umher und werden den Fremden, denen sie die Taschen visitiren, beschwerlich.

Vielle Heilige giebt es in Benares. Dies sind Menschen, welche durch jahrelange Selbstpeinigungen den Göttern an Macht gleich zu werden streben; — manche halten die Hände so lange fest zusammen bis ihnen die Nägel durchwachsen, andere stehen in $\frac{1}{2}$ Fuß langen Stachelsahne Jahre lang.

Benares ist zugleich der reichste Markt des indischen Handels. Kostbare Shawls, Damastenschmuck, Mousteline, Seiden- und Wollwaren, Waffen und Goldarbeiten werden hier zum Verkauf ausgestellt.

Die Braminen bilden die Priesterklasse. Jeder Bramin ist heilig und unvergleichlich durch seine Geburt. Was er verkündet, ist Gottes Wort. Er ist Herr und Gebieter über jeden Einzelnen; dazu macht ihn der Glaube des Volkes. Diese Braminen haben, neben mancherlei sonderbaren Lehren, folgenden merkwürdigen Grundsatz: Der Himmel ist ein Palast, welcher viele Thore hat, durch welche man zu ihm eingehen kann. Demgemäß wird jede Religion in Indien geduldet. Die Hindus verdammen keinen Andersgläubigen und verlangen von Niemanden, daß er ihren Glauben annehme. In unsern Tagen sind mehrere Braminen nach London gekommen, um die Wissenschaften der Europäer zu studiren. Dafür wurden sie indeß von ihren Landsleuten in den Bann gehalten.

Die Inder sind in Kästen (Klassen) eingeteilt. Jeder Sohn muß das Geschäft des Vaters treiben und das werden, wozu er durch die Geburt bestimmt ist. Es giebt vier Kästen. Die Braminen, welche aus Gott Bramas Haupt entsprangen, die Krieger, die aus seinen Armen, die Handwerker und Kaufleute, die aus seinem Leibe, die Unreinen (Parias), die aus seinen Füßen hervorgegangen sind.

Die Inder verabscheuen die Europäer, weil sie das Fleisch der Kuh — des heiligsten Thieres — essen, weil sie trinken und das Gefäß mit den Lippen berühren, während es bei ihnen Gesetz ist, den Trank sich einzuziehen, und weil sie mit der rechten Hand, mit der allein gegessen werden darf, auch unreine Dinge berühren.

Die Inder sind äußerst reinlich, sehr sanft

und mitleidig gegen die Thiere; wer einen Fisch, eine Ameise tödtet, ein hungriges Hausthier zur Arbeit zwingt, muß Geldstrafen zahlen.

Es soll Hospitäler für Fliegen und Ameisen geben. Für erstere werden Tagelöhner bezahlt, die sich zerstechen und das Blut aussaugen lassen; man setzt auch Milch, Reis und Zucker den Fliegen zur Mahlzeit hin.

Wir wollen zum Schlus noch Einiges von den religiösen Ansichten der Inder herzeigen.

Die Inder sind wahrscheinlich das Volk der Erde, welches am frühesten sich aus seinem natürlichen rohen Zustand zur Bildung erhob. Ihre frühere Geschichte ist uns jedoch völlig unbekannt. Ihre Geschichtsbücher sind voll der sonderbarsten Märchen. Sie reden von Tausenden und Millionen von Jahren. Die ältesten Baudenkmale sind ungeheure Tempel, Pagoden genannt, welche nicht frei in der Lust stehen, sondern im Innern von Porphyrgärten ausgehölt und von solcher Ausdehnung sind, daß sie unterirdischen Städten gleichen und unsere höchsten Kirchthüreme bequem in sich aufnehmen könnten. Dabei ist die Steinhauerarbeit, als Bildsäulen, Altäre, Bögen, Gärten, aufs Feinste ausgeführt.

Nach den heiligen Büchern (Vedas) der Inder ist Bram der höchste Gott, der als ein Hauch aus sich selber hervorgeht. Indem er sich entfaltet er sich zu einer Dreieit: Bram, Vishnu und Siva. Bram ist die schaffende Kraft: „Es war“ heißt es, „weder Oben noch Unten, sondern nur das Eine, eingehüllt und dunkel; außer diesem Einen war nichts. Es brütete einjam mit sich selbst und brachte die Welt aus sich hervor.“ Bram wirkt mit fünf Köpfen abgebildet. Einst verlor er einen dieser Köpfe im Streit mit Siva; aus dem Blut, das dem Hals entströmte, entstand ihm ein Sohn, der 500 Köpfe und 1000 Hände hatte.

Vishnu ist die erhaltenende Kraft. Er steigt in vielerlei Gestalten auf die Erde, um sie vom Bösen zu erlösen. Bald erscheint er als Seehund, um einem bösen Geist die Vedas abzuziegen, mit denen sich dieser auf den Grund des Meeres geflüchtet hatte, bald als Eber, um

Geräthschaften sind von der reichsten und ausgesuchtesten Eleganz; die Verschiedenheit und Menge der Diener, ihr würdiges und achtungsvolles Benehmen, geben diesem Leben einen so vornehmen Anstrich, daß man sich in der Residenz eines Fürsten zu befinden glaubt.

Treten wir in den Speisaal. Die Tafel ziegt sich unter der Masse Fleischspeisen, während einige Fuß darüber eine ungeheure massive Windfuchtel wie ein Pendel schwingt; dies ist das „Punlah.“ Bis zur Ankunft der Gäste ist seine Bewegung fast unmerklich, aber von dem Augenblick an, wo man zu Tische sitzt, bringt ein Diener es in Schwung. Die so bewegte Lust umspielt eure Schläfe, kommt dem Schweiss zuvor oder tilgt ihn, wie er entstehen will. Es ist dies eine große Erleichterung nach der Anstrengung eines Marsches von einem Zimmer zum andern und einige Minuten außer seinem wohlthätigen Einfluß zugebracht, bringen dies am besten zum Bewußtsein; man findet jenes beinahe unenbührliche Meubel fast in allen Zimmern. Hinter jedem Sessel steht ein Diener, in einem Turban, mit Bart und dictem Schnurrbart, die Arme über der Brust gespreizt. So wie du sitzt, öffnet er seine Arme, um dich näher an die Tafel zu rücken, um die Serviette zu entfalten und auf deinen Knien auszubreiten.

Auf dem Tische brennen Kerzen in Glasglocken. Diese Gloden sind umgebogen und an Leuchtern befestigt; der obere Theil ist durch einen durchbrochenen Deckel geschlossen, der die Flamme gegen den Wind des Punlah schützt. Neben jedem Gast ist eine Auswahl von Gläsern für die verschiedenen Sorten von Wein bestimmt. Jedes Glas ist mit einem kleinen chinesischen Hut von Silber bedeckt, eine nötige Vorsicht gegen Mücken und andere Insekten, denn man kann oft sehen, wie sich eine Wolke von Heuschräcken und Ameisen auf die Tafel stürzt und Alles in einem Augenblick beschmutzt. Jeder ist auf einem doppelten Teller, in dessen unterem Theil man heißes Wasser unterhält, damit der Aufblick kalt gewordenes Saucen nicht unangenehm wird. Endlich verläßt man die Tafel mit überladenum Magen, verführt von

Gericht zu Gericht durch die Gewürze, womit Alles schmackhaft gemacht ist.

Wenn du kein Engländer bist, so wunderst du dich über die ungeheure Menge von Bier und Wein, welche von diesen so blässen jungen Engländerinnen genossen wird. „Ich konnte gar nicht von meinem Erstmann zurückkommen,“ erzählt ein Reisender, „als ich meine Nachbarin ganz ruhig über anderthalb Flaschen von sehr starkem Bier verfügen sah, während dieselbe außerdem mit Bordeaux abwechselte und zuletzt noch, zum Dessert, fünf oder sechs Gläser eines leichten Champagners zu sich nahm. Die einzige Folge davon schien, daß ihre Zunge ein wenig gelöst wurde und ihre Augen einiges Leben bekamen. Ich hoffte in ihr eine Ausnahme zu finden; aber später hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sie die allgemeine Regel darstellte. So bekämpft die Mehrheit der englischen Damen die Müdigkeit des Körpers und des Geistes, welche das Klima mit sich bringt. Bald kommt die Zeit, wo eine solche Lebensweise die Gesundheit der Dame zerstört; sie muß sich dann von ihrem Manne trennen und mit ihren Kindern nach Europa zurückkehren.“

Gegen Ende der Mahlzeit sieht man das Hukah (die Tabakspfeife) ankommen. Die Raucher haben einen Bedienten, dessen einziges Geschäft es ist, dieses Gefäß immer im Stand zu halten und überall hinzutragen, wo der Herr speisen will. Es besteht aus einer Glocke aus eingelegtem Metall, oder öfter von Kristall, halb angefüllt mit Wasser; an diese Glocke schließen sich ganz genau zwei Röhren an: die eine gerade, welche einen silbernen Behälter trägt, die andere biegsam, welche bis zum Sitz des Rauchers reicht. Die biegsame Röhre ist von Eisendraht in Birkenrinde, welches Alles mit Seide oder einem andern kostbaren Stoffe bedeckt ist; sie endigt in einen goldenen oder silbernen, reich verzierten Schnabel.

Vor dem Rauchen gießt man immer ein wenig Rosenwasser in die Röhre. Die Füllung, eine Art trockenen Teiges, den man raucht, besteht aus Rosenblättern, Kambriszucker, Opium und getrockneten wilden Apfeln; dazu kommt wenig oder gar kein Tabak. Dieses

Gemenge würde allein nicht brennen: man macht deswegen Kugelchen von Kohlenstaub und Reismehl, die, einmal angezündet, selbst fortbrennen, und bedeckt damit die Oberfläche der Füllung. Wenn die Ladung des Hufah gut zubereitet ist, so verbreitet sie angezündet einen

aromatischen Duft, der in Europa, in unseren geschlossenen Gemächern, vielleicht zu stark wäre; aber in den ungeheuren indischen Salons, unter der Luftströmung des Puntah, werden die Sinne angenehm dadurch erregt.

Zweites Bild.

Der Tiger.

Dieses Raubthier ist oft höher und länger als der Löwe. Oben ist der Tiger schön roth-gelb, mit unregelmäßigen schwarzen Querstreifen; Schnauze, Backen, Inneres der Ohren, die Unterseite des Halses, der Bauch und das Innere der Schenkel ist rein weiß; der Schwanz ist gelblich weiß, mit fünfzehn schwarzen Ringen. Von allen Raubthieren ist der Tiger das fürchterlichste. Seinen Aufenthalt nimmt er im Dickicht der Wälder, im Gebüsch, im Schilf, im hohen Grase, oft ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen. Seine Kraft ist ungeheuer, sein Gebrüll fürchterlich.

Das Vaterland des Tigers ist das südliche Asien und viele Gegenden Mittel-Asiens, ziemlich weit nördlich kommt er auch vor. Am häufigsten ist er um die Mündungen des Ganges und in fast ganz Vorber-Indien. Dort haust er an fast allen waldreichen Stroms- und Meeressufern nicht nur in Menge, sondern ist auch, wo die Gegend nicht sehr stark bevölkert ist, noch Herr über den Menschen. An manchen Orten fehlt es den, nicht sehr mutigen, Einwohnern an Feuerwaffen, und sie fliehen entweder ihre Götter um Hilfe an oder bitten den Tiger selbst um Mitleid, indem sie ihm Opfer nennen. In Mysore schlägen die armen Menschen Nachts ihre Dörfer durch brennende Fackeln; die Pallisaden und Dornhecken, mit welchen dieselben umzogen sind, reichen nicht hin, die hungrigen Bestien zurückzuweisen. Aus einer einzigen Ortschaft hatten die Tiger binnen zwei Jahren achtzig Einwohner aus der Mitte ihrer Hütten

weggeschleppt und aufgefressen. Am schlimmsten sind die Hirten daran, denn sie müssen, bei Mangel an Feuergemehr, mit ihren Hunden und Fackeln beständig auf der Hut sein, und sehr häufig wird ihnen die ganze Heerde zu Grunde gerichtet.

An den größern Landstraßen werden Wälder und Schilfrodcichte ausgebauten und jährlich niedergebrannt, sonst nimmt die Herrschaft der Raubthiere überhand. Ohne die große Furcht dieses Thieres vor dem Feuer würde kaum eine Verbindung in einem Land möglich sein, in dem man der Hölle wegen den größten Theil des Nachts reisen kann. Der Hunger treibt den Tiger an, sich seine Beute selbst aus der Mitte von Reiterhaufen zu holen; ja einmal schleppete einer sogar einen Fackelträger mit fort.

Von den indischen Fürsten werden große Treibjagden angestellt, für welche oft 20,000 bis 60,000 Mann, Infanterie, Kavallerie nebst Elefanten verwendet werden. Bei solchen Jagden werden große, hohe Garne in einem Bezirk aufgestellt, zwischen welchen in gewissen Entferungen auf Bäumen oder Pfählen Schiekhäuschen angebracht sind, in welche die besten Schützen sich setzen, um von da auf Tiger und andere Raubthiere schießen zu können. Dann wird ringsum, gegen die Garne hin, das dürre Gras und Gebüsch angezündet und zugleich sämtliche Mannschaft rings aufgestellt, welche vorwärts schreitend, schreiend, trommelnd und schiessend, unter dem fürchterlichsten Lärm nach dem Garne hinfiebt.

man ihnen in mondhellern Nächten an ihren gewöhnlichen Trintplägen auflauert, und sie dem sichern Hinterhalt zwischen hohen Felsen nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann.

Das Fleisch gilt den Wilden als Leckerbissen und aus der Haut macht man vor treffliche Reitgerüte.

Viertes Bild.

Die Chinesen.

China ist mit Wüsten, Gebirgen und einem fast buchtenlosen Meer umschlängt; dadurch wird es vom Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen; es ist auf der Bildungslinie, auf welcher es seit langer Zeit sich befindet, stehen geblieben und gleicht einem abgestorbenen Glied im großen Ganzen. Die Pflicht des Gehorsams ist im chinesischen Staat die erste; und wo dieser verweigert wird, da weiß das Bambusrohr ihn nachdrücklich zu erzwingen. Bettler, Tagelöhner und Minister, gleichviel wo und wann, auf der Straße und im Palast, werden auf die Erde geworfen und mit dem Bambusrohr gezüchtigt. Der Kaiser von China gilt für den Vater des Reichs und die Untertanen sind seine Kinder. Ihr Reich nennen die Chinesen die Blume der Mitte, der Kaiser heißt der Sohn des Himmels, sein Thron der Drachenthron und seine Leibgarden werden die Tiger genannt. Die Engländer, welche von den Chinesen mit dem Namen der rothborstigen Barbaren auf Höhlen Schiffen (Dampfbooten) belegt werden, haben mehrere Siege über die Chinesen erfochten. Früher war ihnen nur der Hafen von Kanton zum Verkehr geöffnet; jetzt sind mehrere frei.

Die Chinesen sind fleißig, höflich und gehorsam, aber große Betrüger. Es kam vor, daß Kleinkrämer Enten und Schinken verkausten, welche inwendig mit Erde und Sägespänen ausgestopft waren. Daß sie ihre kleinen Kinder, wenn sie deren zu viele bekommen, ermorden und auf die Straße werfen, wo sie jeden Tag die Polizei in Karren zusammensuchen,

ist wahrscheinlich eine Erddichtung. Gewiß ist aber, daß China, weil kein Chinesen auswandert, so übervölkert ist, daß ganze Dörfer auf Flößen, welche auf Kanälen und Flüssen liegen, erbaut sind. Die auf dem Wasser wohnen, sind jedoch sehr verachtet, und ein Mädchen vom Lande würde sich nicht leicht aufs Wasser verheirathen. Das erste und Lieblingsgeschäft der Chinesen ist der Handel. Sie sind Kaufleute durch und durch. Dabei ist die Gewerthätigkeit sehr ausgebildet. Sie sind in Färberei, Stickerei, Draht- und Eisenbein-Arbeiten den übrigen Völkern weit vor. Die Tapeten wurden in China erfunden. Das Volk besitzt eine ausnehmende Geschicklichkeit und Pünktlichkeit im Nachahmen. Ein englischer Officier ließ sich zwölf Paar Nankinghosen machen und gab dem chinesischen Schneider ein Paar getragene zum Muster. Die bestellte Arbeit wurde aufs Pünktlichste ausgeführt; aber alle Hosen waren — wie das Muster — über dem Knie geschrägt. — Der Ackerbau ist gleichfalls ein Erwerbszweig. Es wird jedes Frühjahr ein großes Ackerbaufest gefeiert. Dabei zieht der Kaiser in eigener Person, von seinem Hofstaat begleitet, einige Kirchen und streut Samen hinein. Vierzig Männer führen eine Riesenkuh von Porzellan-Erde auf einem Rollwagen umher, welche am Ende zerschlagen wird; es fallen unzählige kleine Porzellankühe heraus, die unter das Volk vertheilt werden. Ein anderes Fest ist das große Paternenfest, wo mehrere Nächte hindurch alle Hütten, Häuser und Paläste sämmtlicher Dörfer und Städte, ja die Schiffe auf den Flüssen und

Wenn ein Tiger sich satt gefressen hat, soll er nicht gefährlich sein. Da man weiß, daß der Tiger, wenn er ein Thier weggeschleppt, in der folgenden Nacht wieder dahin zurückkehrt, so errichtet man in der Nähe ein Schieß-

haus, und erlegt ihn oft, während er seine Mahlzeit verzehrt. Auf die Erlegung eines Tigers ist eine Belohnung von etwa 5 Thalern gesetzt.

Drittes Bild.

Das Nashorn.

Es lebt meist in Vorder- und Hinterindien und ist ein häßliches Thier. Seine Haut ist mit kurzen Haaren bedeckt und bildet an Schultern und Schenkeln sehr tiefe Falten. Sie ist bräunlich und $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Auf der die Nasenknochen bedeckenden Haut stehen ein oder zwei Hörner, welche nicht hoch sind, und aussehen, als ob sie aus lauter fest zusammen gebundenen Haaren beständen. Der Kopf dieses Thieres ist 2 Fuß 8 Zoll groß, sein Rumpf 8 Fuß. Sein Schwanz hat eine Länge von 2 Fuß und das Horn von 2 Fuß 4 Zoll. Die Oberlippe ist sehr beweglich; sie kann um $\frac{1}{2}$ Fuß verlängert werden. Das spitze Horn auf der Nase ist eine mächtige Waffe, die das Thier übrigens selten braucht, da es, wie der Elephant, nicht leicht angegriffen wird. Das Nashorn nährt sich von Pflanzen, Blättern und Zweigen. Sein Fleisch ist essbar, die Haut giebt Schilde und Panzer.

Das Nashorn ist für den Reisenden von allen Thieren das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekannte Geräusch oder jede fremde Witterung heranstürzt, die ihm sein scharfes Gehör oder sein noch schärferer Geruch verrathen. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einem vor einem Wagen gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist, und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortgeschleppt und zertrümmert hat. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier einzuholen, wenn es entflieht, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles Geesträuch niedertritt oder zertritt, das ein

Mensch oder ein Pferd umgehen muß. Daher wird nie im offenen Felde Jagd auf das Nashorn gemacht, sondern der Jäger schleicht sich hinter dem Gebüsch unter dem Winde leise heran und sucht dem Thiere, das eben so schlecht sieht als es gut hört und riecht, so nahe zu kommen, daß der Schuß nicht fehlen kann. Die gewöhnliche Entfernung ist dreizig Schritt, die Stelle, nach welcher gezielt wird, das Auge; denn nur hier sind Knochen und Fell dünn genug, daß die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann. Verfehlt man diese Stelle, und behält das Thier Kraft genug zum Verfolgen, so läuft es wührend nach dem Ort hin, wo der Schuß fiel und blickt und spürt umher nach dem Feinde. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu und remmt mit dem Horn die Erde streifend vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes ihm auszuweichen, indem man nur behende einige Schritte zur Seite treten und das wührend anbrausende Thier an sich vorbeischießen lassen darf. Dabei muß aber immer noch Besonnenheit genug da sein, daß man sich nicht nach der Windseite wende, und sich dadurch dem Thier aufs Neue verrathe. Geübte Nashornjäger versichern, daß sie auf diese Weise stundenlang einem immer mit neuer Wuth auf sie einstürzenden Nashorn auszuweichen im Stande gewesen wären, und es endlich, nachdem es ausgetötet, desto leichter erlegt hätten. Die gewöhnlichste Art, dem Nashorne und allen großen Thieren, von denen man Widerstand fürchtet, beizukommen, ist die, daß

Kanälen mit Laternen, die mit buntfarbigem Papier oder Zeng überzogen sind, beleuchtet werden. Wenn man in dieser Zeit von einem höheren Standpunkte aus ganz China übersehen könnte, so würde das Reich in Flammen zu stehen scheinen. Zu den Volksbelustigungen gehören auch Theater und Puppenspiele, ferner Hahnenfeschte und Henschreckenkämpfe. Solche streitbare Henschrecken werden in Papierhäuschen feilgeboten.

Lesen und Schreiben kann fast jeder Chines, denn für Schulen wird viel gethan. Sechs bis sieben Jahre müssen die Kinder blos auswendig lernen; in den folgenden sieben Jahren wird das Gelernte erklärt. Dass das Bambusrohr dabei nicht unthätig bleibt, kann man sich leicht denken. Alles lesen lernen aber wenig Chinesen, blos die Gelehrten; denn die Sprache hat ungefähr 80,000 Wörter und für jedes ein besonderes Zeichen. Das Schießpulver, die Blattlumpf, der Kompass und die Buchdruckerei kannten die Chinesen schon vor uns, aber die Schrift wurde in Holztafeln geschnitten und abgedruckt, so dass man mit denselben Buchstaben nur ein und dasselbe Buch drucken konnte. Jetzt kommen in Kanton mehrere Zeitungen heraus, die mit beweglichen, aber hölzernen, Buchstaben gedruckt werden.

Ihre Religion nennen die Chinesen „die Lehre der Vernunft“, aber sie lehrt dennoch unzählige Götter, welche unter den abenteuerlichsten Gestalten verehrt werden.

Gestalt und Gesichtsbildung der Chinesen sind nicht schön, doch auch nicht so hässlich, als man sie auf ihren Porzellangefäßen (deren Mälerie meist Kinder besorgen) abgebildet findet. Ihr Gesicht ist platt und breit und geht unten spitz zu; die schwarzen Augen liegen schief; das Haar ist dunkel. Ihre Kleidung besteht in einem seidenen oder baumwollenen Hemd, einer Unterweste, einem engen Rock, der bis auf die Füße reicht, und einem schwarzen oder violetten Überrock. Der Kopf wird glatt geschoren bis auf den Scheitelkopf, welcher lang herabhängt. Diesen Kopf hält der Chines in grossem Ehren. Zur Kopfbedeckung dient ein trichterförmiger, lackirter Hut. Im Gürtel stecken Uhr, Messer,

Schreibzeug und Fächer. In der einen Hand trägt man die Tabakspfeife, in der andern den Sonnenschirm. Letzterer fehlt auch bei den Soldaten nicht. Das Militär ist ziemlich unbeholfen; der Soldat ist mit Gepäck überladen und gebraucht Flinten, die, nach alter Art, mit Luntens abgebrannt werden. Die Kugeln sind von Porzellan und sehr gefährlich, weil sie in den Wunden sich zerbrekeln.

Frauen und Mädchen werden fast wie Slavinnen gehalten. Dünn und schlank gilt bei Frauen für schön; ein schöner Mann dagegen muss corpulent sein, daher auch die Großen mit dicken Leibern dargestellt werden. Die Füsse der Mädchen und Frauen sind sehr klein, so dass sie kaum darauf gehen können; sie lassen sich meist in Palantins (Tragesseln) fortbringen, oder gehen an Handkrücken. Schon in früher Kindheit werden den Mädchen — alles Sträubens und Schreien ungetacht — die Fußzehen, mit Ausnahme der groben, nach unten umgebogen und eingeschnürt. Dadurch wird der Fuß verkrüppelt und dick, und das Bein magert ab. Solche unnatürliche Fußstummeln, in kurze, schmale, reichverzierte Schuhe von Kupfer eingezwängt, gelten für eine große Schönheit und heißen „die goldenen Lilien.“ — Alle Frauen schminken sich.

Beim Essen bedient man sich statt der Messer und Gabeln zweier Stäbchen von Holz oder Elsenbein, welche zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand festgehalten werden und womit die Chinesen sehr schnell und geschickt zu essen verstehen, die Speisen werden fast alle zerstückt in Brüchen angerichtet; die Schüsseln stehen übereinandergekürnt vor dem Gast; was er nicht isst wird ihm nach Hause geschickt. Zum Beischluss jeder Mahlzeit wird Thee eingegossen. Man trinkt ihn ohne Milch und Zucker; die Theeklätter liegen auf dem Boden der Tasse und werden mit heißem Wasser übergossen. Der Trank ist von äusserst feinem Geruch und Geschmack. China ist das eigentliche Vaterland des Thees und treibt einen starken Handel damit.

Der Opium wird in China unter dem Tabak gerauht und berauscht ebenso, wie das

in der Türkei gegessene. Der Gebrauch des Opiums ist übrigens bei Todesstrafe verboten. Früher bekam Einer, der erstickt wurde, hundert Bambushiebe. Die Engländer ver-

laufen aber viel Opium, das sie in ihren indischen Besitzungen ziehen, nach China.

Unsere Abbildung stellt einen chinesischen Soldaten dar.

Fünftes Bild.

Der Porzellanthurm zu Nanking.

Die chinesische Mauer ist eins der merkwürdigsten Bauwerke der alten Welt. Sie zieht sich an der Nordgrenze Chinas in einer Länge von 300 Meilen hin und soll schon 200 Jahre vor Christi Geburt erbaut worden sein. Bald steigt sie tiefe Thäler hinab, bald erkleert sie hohe Gipfel, an manchen Orten ist sie doppelt und dreifach, und alle hundert Ruten erheben sich auf ihr Basteien oder Thürme. Unter andern übersteigt sie einen Berggrücken von mehr als 5000 Fuß Höhe. Ehemals war sie dazu bestimmt, feindlichen Völkern den Einfall in China zu wehren, heutzutage, nachdem die Grenzen des Reichs weit über diese Mauer hinausgerückt sind, hält sie nur wilde Thiere von China ab und hindert das Entkommen von Verbrechern. Durch einige zerbrochene Stellen in der Mauer wurde uns das Besteigen und Untersuchen derselben erleichtert. Der Körper der großen Mauer besteht aus einer Aufschüttung von Erde, die an beiden Seiten von einer Mauer aus Ziegelsteinen zusammengehalten und oben mit einer Plattform von gebraunten, vierseitigen Fliesen geschlossen ist. Die einschließenden Seitenwände erheben sich über die Plattform und bilden die Brustwähren. Die ganze Höhe der Mauer beträgt 25 Fuß, der Fuß der Mauer wird von zwei Reihen Quadersteinen gebildet. Auf seiner Grundlage hat der Bau eine Dicke von 25 und oben von 15 Fuß. Die an den Seiten angebrachten Thürme stehen meist gleichweit von einander, sind aber an Größe und Bauart verschieden. Ihre Höhe beträgt zwischen 30 und 50 Fuß. In ihnen liegen viele Kanonen von Gußeisen. Für die

Reiterei der Hirtenvölker in den Steppen war dieses Denkmal riesenhafter Anstrengungen allerdings unübersteiglich, gegen Kanonenkugeln würde es freilich nicht bestehen. Zur Erbauung dieses Wunderwerkes sollen mehrere Millionen Menschen zehn Jahre lang verwendet worden sein und 400,000 Menschen dabei ihr Leben eingebüßt haben.

Ein anderes bekanntes Bauwerk der Chinesen ist der Porzellanthurm von Nanking, der auf die seltsamste Weise durch Malerei und getäfeltes Holzwerk verziert ist. Das Innere des Tempels hat etwa 100 Fuß Tiefe und macht einen düstern Eindruck, da das Licht, weil die Fenster fehlen, nur durch die Thüre eindringen kann. An der Morgenseite steht der große Thurm, den man den Porzellanthurm nennt und den unsre Abbildung darstellt. Sein Dach, wie auch das Dach des Tempels, ist mit glänzenden grünglärtigen Ziegeln gedeckt und auch das Mauerwerk damit ausgelegt. Der Thurm hat neun Stockwerke, von denen jedes ein Zimmer bildet, dessen Wände bemalt und mit Bildchen versehen sind, in denen Bilder von erhabener Arbeit stehen. Der ganze Thurm ist mindestens 200 Fuß hoch. Für die größte Schönheit desselben gilt seine Spize, die an 30 Fuß über das Dach hinausragt und aus einem starken Schafte besteht. Um diesen Schafte windet sich eine schlängelförmige Spire, eine Art hohlen Kegels vorstehend, auf dessen Gipfel eine goldene Kugel von außerordentlicher Größe ruht. Der ganze Thurm ist achtseitig, und jedes der genannten Stockwerke ist von dem andern durch ein zierliches